

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 8

Artikel: Marie Häbdi
Autor: Debrit-Vogel, Agnes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Agnes Debrit-Vogel

Illustration von Hans Lang

Als sie an einem trüben Herbstnachmittag vor uns stand, korrekt und sauber, doch etwas altmodisch gekleidet, den dunklen Blick misstrauisch unter der Brille durch auf uns oder auf den Boden geheftet, mit scheuer Stimme mehrmals ihre Bewerbung begründend: «Ich wünsche eine Stelle, wo kein Herr ist!» da hatten wir den bestimmten Eindruck eine seltsame Person vor uns zu haben. Aber meine Mutter in ihrem tiefen Witzschmerz beehrte nichts anderes, als jemand um sich zu wissen, der ihr die volle Last des gegenwärtig sinnlos gewordenen Haushalts abnehme, und mich junge und stets zu Spässen aufgelegte Studentin belustigte der Gedanken, dass unsere vorläufig männerlose Familie auf ein Mädchen eine besondere Anziehungskraft ausüben sollte.

So kam Marie in unser Haus.

Sie war in der Tat eine seltsame Person, mehr als das: ein Original. Dies offenbarte sich schon in ihrer Sprache, die trotz langjährigem Dienst in der Stadt nicht um die schwächste Färbung abgewichen wäre vom Dialekt der engern Heimat. Wo die zu finden war? Dort, wo die Sense sich in vielen Windungen durch ein tiefes Molassetal hindurchfrisst, gegenüber dem bernischen Schwarzenburgerland, befindet sich ein Teil des Kantons Freiburg, der vornehmlich von deutschsprechenden und protestantischen Leuten bewohnt wird. Man nennt sie die Freiburger-Berner. Alle sind Bauern. Mit zäher Mühe entringen sie dem nicht unfruchtbaren, aber dennoch harten Boden ihre Ernte. Sie leben auf Einzelhöfen. Von ihrer Kirche und Schule

sind sie oft stundenweit entfernt. Dort, auf einem grünen, luftigen Plateau, so nah bei der Sense, dass man sie noch rauschen hört am stillen Abend, stand Marias Elternhaus. Von dorthier hatte sie ihre Art mitgebracht: zäh, verschlossen, unglaublich ausdauernd und arbeits-tüchtig.

Von dorthier auch ihre Sprache: ein Berndeutsch, eigenwillig in Aussprache und Wortschatz, vervollkommenet durch ein persönliches, sprachschöpferisches Genie, wie nur das Volk es kennt. Dass eine Tasse nie, aber auch vor dem vornehmsten Besuch nicht anders genannt wurde als « Chacheli », das Leintuch « Lilache », das Küchenmesser « Hegeli », wäre noch dahingegangen; aber dass Marie weder durch Bitten, Drohungen oder Beteuerungen davon abzubringen war, das so angenehm klingende « Madame est servie » durch den Ausdruck: « D'Sach isch dinn ! » zu ersetzen, brachte meine welsche Mutter, die so sehr auf Feinheit und Formen hielt, oft zur Verzweiflung. Szenen, die sich abspielten, weil beide einander nicht verstanden – denn meine Mutter hatte erst spät und mit Mühe eine gewisse Stadtmundart erlernt – grenzten oft ans Groteske. Und dazu diese merkwürdige Eigenschaft, den gebräuchlichen Namen für Ding, Tier, Mensch und Tätigkeit zu umgehen und einen neuen zu geben: das Bett hiess « ds Huli », davon abgeleitet « es Huli mache » (schlafen), was zum spassigen und sicher gutgemeinten, aber immerhin befremdlichen Morgengruss führte: « Heit er es guets Huli gmacht? » Fleisch wurde « Graggu », Gepäck zu einem « Bünteli z'Bärg ». Der kleine weisse Foxterrier wurde « der wyss Löl » genannt, das Auto der späteren Jahre « ds Hühü ». Schreiben tat man nicht, aber « Buechstabe töde », ein Journalist oder Schriftsteller war demnach ein « Buchstabentöter ». Zu diesen gehörten « der Herr ohni Schnauz » und später der Schwiegersohn mit dem meridionalen Typus: « der schwarz Ma » oder noch respektloser « der Schelm » geheissen, weil er ihr die Tochter, das « Fä-

derli » gestohlen habe. Sein Freund, der immer per Auto und ganz unerwartet anrückte, wurde zum « Benzinschelm » erhoben. Die Liste könnte endlos verlängert werden; Marie schuf sich damit ihre ureigenste Welt, eine krause Welt, in der es aber nicht langweilig zuzuging.

Ein Kindermund gab dann auch ihr, was ihr bei soviel Schöpferarbeit redlich zukam. Als das erste Grosskindchen, kaum einjährig, seinen Einzug im Hause hielt, lernte es Marie hauptsächlich als diejenige kennen, die mit Kesseln und Eimern zu tun hat. Wenn sie nun des Abends, beide Hände voll, ins Zimmer trat, stellte sie das kleine Persönchen vorsorglich zum Eimer oder zum Badewännchen und ermahnte immer wieder: « Hüb di, hüb di ! » – « Hübdi, hübdi » sprach die Kleine mechanisch nach, zuerst in der Meinung, das fremdartige Wort beziehe sich auf Eimer und Wasser, bald aber bewusst und zärtlich es anwendend für jene, die Eimer und Wasser bringt: « Hübdi ! »

Fortan wurde Marie von den erwachsenen Töchtern und den Enkelkindern nur Hübdi oder Marie Hübdi gerufen.

* * *

Hüb di – halte dich, wohl verdiente sie den Namen, denn sie wurde ein Fels, an dem wir uns alle, ohne es zu wissen oder zu wollen, festhielten.

Von Jahr zu Jahr nahm sie das Hauswesen strammer in ihre Hand und auch in ihr Hirn. Denn Marie Hübdi war hochintelligent, dazu mit einer Einsicht, Umsicht und Voraussicht begabt, wie sie nur der geborene Organisator kennt, und mit einem praktischen Erfindertalent versehen, um das sie mancher Handwerker beneidet hätte. Rationalisieren und Kräfte sparen im Haushalt kannte sie lang bevor es von amerikanischen Hochschulen aus vordoziert wurde, und was der immerzu arbeitende Kopf beim Gemüserüsten, während des Wischens und Waschens ersann, das führten die geschickten Hände ohne weiteres aus. Alles musste ihr dazu dienstbar sein: alte Kon-

servenbüchsen und deren Deckel und Schlüssel, Kartonschachteln, Stoffresten, Nägel, Schnüre – nichts warf sie weg, nichts liess sie zugrunde gehen, das Geringste eines ausgedienten Gegenstandes wurde bei ihr zum Teilchen eines neuen Ganzen, das sich als nützlich und gegeben erwies. Die mittelalterliche Zugbrücke für die Katzen, aus Holz, Draht und Schnüren, die morgens zum Küchenfenster herausgehängt und abends hochgezogen wurde – die jungen Katzen diesen Weg gebrauchen zu lehren, war jeweilen ein ergötzliches Unterfangen! – das neue, praktische Ablieferungssystem für den Milchmann, die reizenden Schränkchen aus alten Kisten, die Umstellung der etwas altmodischen Küche in eine moderne, zeit- und schrittesparende, damit ist nur das wenigste erwähnt. Gab es überhaupt etwas, das sie nicht konnte? Trotz der schwachen Augen nähte und flickte sie wie eine geübte Weissnäherin, im Pakete Verschnüren hätte sie mit jeder Packerin wetteifern können, und eine Stube, die sie rein gemacht, Zeug, das sie gewaschen hatte, verdiente wirklich den Ehrennamen sauber.

« Sufer » und « wärche », diese zwei Worte erhielten in ihrem Mund eine ganz besondere Bedeutung. Sauberkeit war nicht der Götze, dem sie Ruhe und Frieden opferte, sondern der Inbegriff von Behaglichkeit, der ruhende Pol für das geschäftige Drum und Dran des Hauses. Was sie sah und rührte und berührte, musste « sufer » sein, sollte sie ihre Kräfte daran verwenden können. Auch ihre eigene Person war immer ohne Fehl oder Fleck oder Stäubchen; « Landkarten »-Küchenschürzen hasste sie, und nichts wollte sie mehr aufbringen, als wenn man von « schmutziger » Hausarbeit sprach. Freilich, wie es ihr gelang, so zu sein und zu wirken, das ist ihr Geheimnis geblieben.

Geheimnis auch ihr « Wärche », das stets mit unnachahmlicher Schnelligkeit vonstatten ging und doch eine vollendete Leistung hinstellte. Eine bewusst

gute Leistung, die sich nicht mit « Halb-batzigem » zufrieden gibt, halb nachsichtig, halb verächtlich betrachtete sie jeweilen die Versuche anderer, es ihr in irgendeiner Sache gleichzutun: « Lehrbubenarbeit! » Gewiss, was sie hervorbrachte zu jener Zeit, als sie, etwa 30-jährig, zu uns kam, war « Meisterarbeit », und wäre es auch nur das Kartoffelschälen gewesen, das sie mit einer sichern Eile handhabte, die aus der geistlosen Beschäftigung ein kleines Meisterstück werden liess.

Ach, und kochen konnte Marie Häbdi! Oh, ihre Suppen, ihre Spinatplätzchen, ihre Aufläufe und Fruchtkuchen! Die Rezepte haben wir wohl, aber nicht mehr den Geist, der auch die Speisen mit Leben erfüllen kann. Wahrlich, an ihr erkannte man aufs neue, dass zum Kochen wirklich Liebe gehört. « Ruschtig » hiess hier eines ihrer Lieblingsworte: « We d'Sach söll guet sy, muess o d'Ruschtig dernah sy! », pflegte sie zu sagen, wenn die Vorräte schneller schwanden, als es ihrer Herrin lieb war, die freilich bei dieser Kost gedieh. Als aber die Kriegsjahre zu lasten kamen, bewährte sich Häbdis Einteilungs- und Organisationstalent aufs glänzendste, und ihre Kunst, die schmackhaftesten Speisen mit dem Ergebnis der vorhandenen Fett- und Zuckerkarten in Einklang zu bringen, grenzte ans märchenhafte. – Dabei fragte sie selber dem guten Essen wenig nach, litt zeitlebens an Magenstörungen und vervollkommnete sich in der Kochkunst – sie studierte fleissig Kochbücher, besuchte Kurse und Vorführungen – wirklich nur um der Sache, um der Leistung willen. Unser Lob war ihr wohl Freude, nicht Antrieb.

* * *

War es ihr Freude? War ihr überhaupt etwas Freude? Das fragten wir uns oft mit Sorge. Denn hinter dem schaffigen Mädchen mit dem anscheinend komischen Gebaren verbarg sich ein stiller, verschlossener, gedrückter Mensch.

Eines Morgens – sie weilte schon

mehrere Jahre bei uns – wurde sie ans Telephon gerufen. Ganz weiss hängte sie den Hörer wieder ein. «Der Vater ist gestorben.» Kaum hatten wir gewusst, dass sie noch einen Vater habe. Sie schaute vor sich hin, dumpf, tränenlos, erklärte mit erstickter Stimme: «Es ist gut, dass er gegangen ist. Er hat alle geplagt, und alles hat sich vor ihm gefürchtet, Mensch und Vieh... Nun soll es die Mutter noch ein wenig schön haben.» Und dann löste sich nach und nach der Bann der Stummheit, erzählte sie von Kindheit und Jugendzeit. Beide waren hart gewesen: der Vater ein Trinker, der sie, die älteste Tochter, mit Hass verfolgte. Einmal habe sie sich vor seinem Zorn in einem Fasse versteckt, ein andermal, als er sie vor Wut die Treppe hinabschleuderte, habe sie bei Nachbarn Schutz suchen müssen. Der älteste Bruder schlage dem Vater nach, aber die beiden jüngern und die Schwester seien recht. Schwer und unaufhörlich sei die Arbeit im Hause gewesen, anstrengend auch die Schule mit dem anderthalbstündigen Schulweg, im Winter durch hohen Schnee, wobei ihnen oft das Brot, das mit ein wenig Milch ihr Mittagessen bildete, erfror. – Aber über all der Schilderung lag doch ein Schimmer von Licht und Glück: die Mutter. «Sie hat viel durchgemacht», hiess es immer wieder von ihr.

Früh verliess Marie das Elternhaus, lernte für kurze Zeit den Hausdienst in einer Art «Mägdeherberge» in der Stadt, diente in einem Landpfarrhaus, dann im Welschland und wieder in der Stadt. Hier schien es ihr zum erstenmal wohl zu sein – da brach sich mitten in der Erntezeit die Mutter ein Bein, die Tochter wurde heimgerufen und verlor die ihr liebgewordene Stelle. Dies war hart, härter noch das neu aufgezwungene Zusammenleben mit dem Vater, die Pflege der Mutter, der sie doch – moralisch – nicht helfen konnte. Und dann führte sie ihr Weg zu uns. – Nun verstanden wir besser, warum sie so düster blicken konnte, warum herzliche Freude

schwer zu wecken war, warum ein gewisses Misstrauen sie nie verliess und warum – sie im allgemeinen sehr schlecht zu sprechen war auf «ds Mannevolch»... Vielleicht hatte sie noch andere Erfahrungen gemacht in dieser Beziehung, aber sie schwieg davon. Nur hie und da meinte sie, immer mit Hinblick auf den Vater: «Es ist besser, wenn wir ledig bleiben in unserer Familie...»

Es wäre tröstlich für diese Familie gewesen, nun in Ruhe die geliebte Mutter pflegen, den verdienten Frieden geniessen zu können. Dies sollte nicht sein. Knapp ein Jahr nach der ersten Todesnachricht folgte die zweite.

Marie wurde finsterner und verschlossener denn je, machte ihre Arbeit wie gewohnt tadellos, aber auch wort- und freudlos. Ass nichts, nahm an keiner Regung teil und stierte vor sich hin mit dem Ausdruck jener gefährlichen Hoffnungslosigkeit, die nur noch murmeln kann: «Me weiss nüm, warum me da isch...»

* * *

Ungefähr um diese Zeit, mitten im Winter, verfiel Marie Häbdi einer schweren Krankheit. Es quälte sie unsagbar, dass sie uns im Stiche lassen und viele Wochen im Spital zubringen musste. Doch es fügte sich, dass ihre Schwester eben eine Stelle verlassen hatte und für sie einzuspringen bereit war. Wie staunten wir, als da ein Geschöpf vor uns trat, das sich von der Schwester unterschied wie der Tag von der Nacht: blond, rotwangig, mit hellen Augen und heller Stimme, farblosen, aber sehr höflichen, immer liebenswürdigen Worten, allerdings auch tüchtig im Dienst, jedoch nur für die Stunde sorgend, vergesslich, unselbständig. «Ja, Marie schlägt dem Vater nach, ich der Mutter!» erklärte auf unser Staunen hin Berta, lachend auf ihre leicht kindische Art. Besser begriffen wir nun das seltsame Verhalten des Vaters: er hasste in ihr das eigene, ihm allzu ähnliche Blut,

sah in dem gescheiten, charakterfesten Mädchen das, was er hätte sein können und nicht mehr war, nicht mehr sein konnte.

Trotz Bertas Freundlichkeit und Gefälligkeit atmeten wir auf, als wir Häbdis festes Regiment wieder im Hause spürten, gaben uns aber zum erstenmal Rechenschaft darüber, dass sie viel weniger stark sein mochte, als sie aussah und der Arbeitsleistung nach schien. Entbehrungen und Kümernisse im Kindesalter, Ausnutzung der jugendlichen Kraft hatten diesen Körper allzu früh geschwächt. Zu unserer Beruhigung blieb die Schwester in derselben Stadt, und obschon Marie an der jüngern «Schöntun und Flattieren» viel auszusetzen hatte, wurde sie durch diesen Umgang doch heiterer und gesprächiger.

Nun bestand in unserer Stadt, gegründet durch eine gütige Frau und deren langjährige Dienerin, ein sogenannter «Dienstbotenverein», dem hauptsächlich Mädchen in Häbdis Alter und in guten, sichern Stellungen angehörten. Die landläufige Meinung, dass dort vorzugsweise ein «Geträtsch» über die Herrschaft üblich sei, die Mädchen also verhetzt und unzufrieden gemacht würden, strafte die Wirklichkeit Lügen: diese währschafften, berufstüchtigen Mädchen fanden sich in harmloser Geselligkeit, übten einfache Lieder ein und waren vor allem darauf bedacht, recht viel Geld zusammenzulegen für die Gründung eines Altersheims.

Mit umständlichen Ueberredungskünsten, ja mit List gelang es endlich, Marie Häbdi zum Beitritt zu bewegen. Sie merkte es nicht, dass damit das Leben sie freundlich bei der Hand nahm und sprach: Komm her, du, der ich viel versagen musste, eines will ich dir nun geben, das dich reich und glücklich machen wird: die Liebe der Schwestern. – Denn von Stund an veränderte sich ihr Dasein und bekam einen lebenswerten Inhalt. Das scheue, in sich gekehrte Mädchen wusste sich erstaunlich rasch Freundinnen zu gewinnen, die

sie begehrten und schätzten. Kehrte sie uns mehr die rauhe Seite ihres Wesens zu, so gab sie sich dort sanft und fröhlich, ja, von einem so sprudelnden Humor, dass gewisse Anlässe ohne ihre Gegenwart ganz undenkbar schienen. Viele «Geister» gingen nach und nach in unserm Haus ein und und aus – «Geister», ihre Benennung für Hausangestellte, nach dem sie einmal das Wort von den «dienstbaren Geistern» aufgeschnappt hatte. Würze gewann seine Anwendung erst recht, wenn es hiess: «Heute haben wir Geisterversammlung» oder gar: «Geisterball!» – Ihre eigenen Sorgen und Kümernisse vergass sie um derjenigen der andern willen, sie zu erleichtern oder zu beheben, opferte sie ungezählte Stunden und Kräfte. Sie, die sonst, und mit Recht, mit ihren Schritten sparte, konnte stundenlang umherlaufen, um Karten für «ihr» Konzert zu verkaufen, das eher schüchterne Mädchen, das niemand gern lästig fiel, warb für Beitritt und Spenden. Ohne Ziererei betrat sie bei diesen Aufführungen auch selbst die Bühne, erfolgreich besonders in jenen Rollen, die ihr zugeschnitten waren: denn gibt es etwas Vergnüglicheres als einen Menschen, der, an sich schon grotesk, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sich selbst zu spielen versteht?

* * *

So gingen die Jahre hin, und alles liess darauf schliessen, dass meine Mutter unter Häbdis zuweilen strenger, aber gutgemeinter «Regierung» sehr alt und diese selbst, wie man so sagt, im Dienste grau werden sollte. Enkelkinder wuchsen in und ausser dem Hause heran; bei allen Hausfesten: Taufe, Familientag, Empfänge, tauchte Marie in der Küche auf, immer, so schien es, dieselbe blaukarierte Schürze vorgebunden, und immer mit derselben, so beruhigenden Frage: »Wie mänge Händöpfel möüter?» oder: «Wie mängs Chacheli Tee?» Denn nichts überliess sie dem Zufall,

jede Arbeit hatte Mass und Sinn, nur pflegte sie nach ihrer Art zu rechnen, nicht nach Kilo und Liter. Alles wusste sie, für Anwesende und Abwesende sorgte sie, auch in Krankheitstagen, zuweilen brummig, mit vielen Ermahnungen. Manchmal war dieses Mahnen unbequem, aber immer gerechtfertigt und zum Wohle des Ganzen. An sich selbst dachte sie nur auf Umweglein. So bereiteten ihr die Ferien, die sie mit guten Freundinnen aus dem Verein in den Bergen zubrachte, grosse Freude. – Heim ging sie lieber nicht zu oft. Sie sah dort den jüngern Bruder, der unter der Last des Heimwesens fast zusammenbrach, sie sah dort zu vieles, was der ordnenden Hand bedurft hätte, aber ihre Kraft reichte dazu nicht mehr aus.

Ja, ihre Kräfte nahmen ab – ohne ersichtlichen Grund. War doch der Haushalt kleiner geworden, und mangelte es ihr nicht an Freizeit und mannigfachen Erleichterungen. Warum schien sie manchmal für Stunden oder Tage wie von einem Dämon besessen, bleich, stumm, düstern Blicks, Misstrauen und Zorn näher als der mütterlichen Güte, die sonst ihr Wesen auszeichnete und die sich besonders jüngern, ihr untergeordneten Mädchen, Kindern und Bedürftigen gegenüber äusserte. Was wussten wir, die wir sie doch gut zu kennen wähnten, von dem bewegten Grunde dieser Seelenoberfläche? Tauchten schlimme Kindheitserinnerungen auf und ergriffen von ihr Besitz? Waren es die Wünsche, die nicht Gestalt hatten annehmen dürfen, Hoffnungen, die erbarmungslos zugedeckt worden waren? Regte sich in ihr unbewusst der ererbte Hass aller derer, die da «dienen», gegenüber denen, welche die «Herren» sind? Die liebebedürftige Natur meiner Mutter litt darunter, und es war ein Jammer, zusehen zu müssen, wie diese beiden Menschen, die Freud und Leid vieler Jahre miteinander geteilt hatten und in fast allem aufeinander angewiesen waren, sich zu Zeiten nicht nur in Worten nicht verstanden.



Riskieren Sie es nicht, eine Zahnpasta zu gebrauchen, welche den weichen Zahnschmelz zerkratzen könnte.

Es gibt Zahnpasten, welche den Film entfernen, aber sie vermögen den Zahnschmelz zu schädigen. Andere sind vollkommen unschädlich, aber vielleicht außerstande, den Film zu entfernen. In Pepsodent jedoch vereinigt sich Film-entfernende Wirkung mit vollständiger Unschädlichkeit.

Der Unterschied zwischen Pepsodent und anderen Zahnpasten liegt in einem neuen Reinigungs- und Poliermaterial, welches kürzlich entdeckt wurde. Diese Substanz ist doppelt so

weich als die Reinigungs- und Poliermaterialien, welche gewöhnlich in Zahnpasten verwendet werden;

...es entfernt den Film – vollständig

...es poliert die Oberfläche der Zähne bis zu strahlendem Glanz

...es reinigt und poliert mit absoluter Unschädlichkeit für den empfindlichen Zahnschmelz.

Kaufen Sie eine Tube Pepsodent. Es ist die hervorragende wissenschaftliche Zahnpasta unserer Zeit.

Pepsodent – GRATISTUBE FÜR 10 TAGE

O. Brassart Pharmaceutica A.G., Zürich, Stampfenbachstrasse 75

Senden Sie mir gratis und franko eine Tube Pepsodent, welche für 10 Tage ausreicht.

Name:

Adresse:

Nur eine Tube pro Familie.

5013-D-SZ

Eine Neuheit für die Küche!

Maggi's Flädli-Suppe,

eine feine, ausgezeichnete Spezialsuppe aus kräftig mundender Fleischbrühe und delikaten Eier-Flädli. Eine wirkliche Neuheit! Maggi's Flädli-Suppe ist eine rechte Sonn- und Festtagssuppe, die einer hausgemachten, aber viel Zeit beanspruchenden Flädli-Suppe aus gebackenen Omeletten ebenbürtig ist.

Die Flädli in der Suppenschüssel mit kochendem Wasser übergiesen, zwei Minuten zugedeckt stehen lassen, leicht umrühren und die Suppe ist genussbereit.

**Eine Schachtel für 4 Teller
Suppe 50 Rappen.**

**FABRIK VON
MAGGIS NAHRUNGSMITTELN
KEMPTAL**

Doch es folgten lange Wochen, in denen alles aufs beste sich fügte, Marie heiter und ungezwungen ihren Geschäften nachging, und nichts das Furchtbare ahnen liess, das nun über sie hereinbrach.

* * *

Wiederum war es Herbst. Der siebzehnte, seitdem sie unser Haus betreten hatte. In Abwesenheit meiner Mutter beschwor ich Häbdi, sich doch gründlich von einer mir befreundeten Ärztin untersuchen zu lassen, nachdem der uralte Hausarzt schon lange an ihr herumgeklopft hatte, ohne etwas zu finden. Sie hustete, war blass und mager und klagte über Schmerzen in Rücken und Brust.

Sie befolgte meinen Rat. Ahnte sie etwas? Als ich am folgenden Tage vor ihr stand – sie sass wie gewohnt an ihrem Platz in der Küche und trank aus « ihrem » Milchtöpfchen, auch eine ihrer Sonderheiten – und nach Worten suchte, um ihr den Inhalt der soeben erhaltenen telephonischen Nachricht zu übermitteln, sagte sie nur mit leichter Bitterkeit: « So, hat sie welche gefunden? (Sie meinte die Bakterien.) Das habe ich doch gedacht! » Dann wurde ihr Gesicht ganz weiss, wie Wachstern schimmerte ihre Haut, ihre Kinnladen begannen heftig zu zittern, und sie stammelte einige unzusammenhängende Worte, eher Verwünschungen als Klagen. Auch ich verwünschte mich, die Trägerin dieser Botschaft, das Schicksal, das solch ein Unglück über unser Haus brachte.

Denn es war ein Unglück, nicht für sie allein. Einer schweren Lungentuberkulose verfallen in ihrem Alter, mit einer Krankheit behaftet werden, welche die Menschen verscheucht, alles verlassen müssen, was einem gehört und gewohnt und wert ist, sich in Spitalpflege begeben müssen, nicht mehr arbeiten können – das wäre hart gewesen schon für einen Menschen, der nicht zu Schwermut neigte, wieviel mehr für einen, der, wie Marie Häbdi, das Leben doppelt lastend empfand!

Unter uns aber wankte der Boden, ja, das Fundament des Hauses selbst schien erschüttert zu sein, da jene es verliess, die so viele Jahre lang daran getragen hatte, bis sie selbst wie ein Stück davon geworden war.

Eine Pflegestätte für sie wurde bald gefunden, nicht in einem grossen Sanatorium, aber im kleinern Spital einer sonnigen Talschaft. Ihr Fortgehen eilte, der Kinder wegen, auch dieses wiederum von schneidender Tragik: sie war ihnen in rührender Liebe zugetan, und nun sollte sie es sein, die ihnen Gefahr brachte! – Mit dem Wissen um die Krankheit schwanden ihre Kräfte rascher. Nur mit unsäglicher Mühe, aber dennoch pflichtgetreu bis aufs äusserste, bestellte sie unser Haus und ordnete ihr Hab und Gut. Wer zusah, wie sie auch das kleinste Ding versorgte, wie sie das geringste Kleidungsstück, das sie nicht mitnehmen konnte, einpackte oder einnähte, der war im Innersten bewegt und sagte sich, dass solche Sorgfalt, solche tätige Liebe zum Besitz, vom Geschick mehr verdient hätte als ein paar Möbel und Kleider.

Vor der Abreise wanderte sie mit mir im ganzen Hause herum, vom Estrich bis zum Keller, und unterwies mich in allem, das sie bis jetzt allein gewusst, gepflegt, gehütet hatte. Doch als sie mir die Handhabung des neuen Kohlenkessels zeigte, sie die Schaufel hob und ich es ihr gleich tat, da ward ich leidvoll inne, dass vielleicht schon lang, ohne dass sie und wir es gespürt hatten, die Arbeit im Haus ihr zu schwer geworden war: denn sie führte nur eine alte, leichte Schaufel mit einigen Kohlenstücken zum gierigen Ofenschlund, und dies mit sichtlicher Mühe, während ich die neue, grosse Schaufel mit einem kleinen Berg anfüllte und ohne sonderliche Beschwer sie hob und leerte. Um aber den ganzen Kessel voll zu machen, brauchte es morgens und abends wohl sieben solcher Schaufeln.

* * *

II/147J.



Sorgenkind Hals!

Wenn jeder wüsste, wieviel Krankheiten im Hals beginnen!

Ausser den bekannten Erkältungskrankheiten hängen viele Allgemeinerkrankungen mit Infektionen zusammen, die vom Hals ausgehen. Daraus geht hervor wie notwendig Halspflege ist – tägliches Gurgeln mit SANSILLA.

Dieses altbewährte Gurgelwasser besitzt bakterienfeindliche, entzündungshemmende Kraft. Einmal tief gurgeln – und schon spürt man seine zusammenziehende, die Poren abdichtende Wirkung, die der Entwicklung von Infektionen vorbeugt.

Sansilla hat seine bekannte Wirksamkeit bei Halsleiden und Erkältungskrankheiten oft bewiesen.

Sansilla ist stark konzentriert –
darum sparsam im Gebrauch.

Originalflaschen Fr. 2.25
und Fr. 3.50.

sansilla

Das Gurgelwasser für unser Klima

Ein Hausmann-Produkt. Erhältl. in Apotheken

Das Werk

Schweizer Monatsschrift für

Architektur

Kunst

Kunstgewerbe

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten BSA und Schweizerischer Werkbund SWB

Redaktor: Peter Meyer

Verlag: Gebr. Fretz AG., Zürich

Abonnement für das Inland jährlich Fr. 30.— ermässigt auf Fr. 24 für die Mitglieder des „Oeuvre“, Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Verein SIA, Schweiz. Baumeister-Verband, Schweiz. Techniker-Verband, ferner für die Studierenden sämtlicher Hochschulen und Technischen Mittelschulen der Schweiz.

Das **WERK** ist die grösste, reich illustrierte Monatsschrift der Schweiz für Architektur, Kunst und Kunstgewerbe. Sie verfolgt die lebendigen Bewegungen auf allen diesen Gebieten mit kritischer Sympathie, sie will nicht nur darstellen, sondern auch werten und zu wichtigen Tagesfragen im Kunstleben und Bauen Stellung nehmen.

Im Anfang ging es Häbdi gar nicht schlecht. Sie nahm zu, wurde braun, fasste Mut. Auch abwesend lebte sie mit uns weiter: bei jedem Besuch, aus jedem mühsam gekritzelten Briefchen hörte man den heftigen Trennungsschmerz heraus. Gegen Wintersende brachte eine schlimme Halsentzündung einen gewaltigen Rückschlag, und von da an trat Stillstand ein, ging es allmählich abwärts. Auch mit uns fuhr es abwärts in tiefste Tiefen. Es war, als ob mit Marie Häbdi der gute Geist des Hauses gewichen sei. Ein Kind erkrankte und bedurfte monatelang eines Bergaufenthalts. Meiner Mutter Kräfte verfielen nach und nach. Diese zwei Menschen, die sich oft geflohen, deren Naturen auf Gegensätzlichkeit abgestimmt schienen, sie konnten offenbar doch nicht ohne einander leben. Acht Monate, nachdem die Kranke uns verlassen hatte, starb meine Mutter.

* * *

Marie überlebte sie nur um anderthalb Jahr. Wohl fand sie später den gewünschten Platz im Volkssanatorium, wo sie aufs sorgfältigste behandelt, das Menschenmögliche für sie getan wurde. Leicht machte sie es Pflegerinnen und Ärzten nicht immer: aus einem Sonderling wird nicht im Handumdrehn ein Engel, und der Chefarzt erzählte oftmals lachend, Marie Häbdi sei von allen Patientinnen, die er je gehabt habe, die originellste gewesen! Doch waren damit mehr ihre kleinen Eigenheiten, ihre komischen Ausdrücke und überraschend geäusserten Ansichten gemeint; im übrigen bekam jeder den Eindruck, als ob mit der fortschreitenden Krankheit Misstrauen und Schwermut wie Schlacken von ihr abfielen, um Güte und Heiterkeit und sogar den Humor recht erstrahlen zu lassen. Dem sichern Tode sah sie mit einer Gelassenheit entgegen, wie sie nur jene Auserwählten kennen, die da einfachen Geistes sind, mit einem zwar selten ausgesprochenen, aber festen, ungebrochenen Christenglauben.

Und es kam der Wintermorgen, da sie

mich mit dem Auto-«Hühü» hervorlangte, damit ich sie zu Tal fahre ins Krankenhaus am Fusse des Berges, der Arzt finde «es zu kalt für sie oben». Wir verstanden beide, was das zu bedeuten hatte, wir wussten beide, dass es unsere letzte gemeinsame Fahrt war. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, abgemagert und schwach wie sie war, wollte sie selbst, und nicht ohne Glossen, ihre Sachen einräumen in den ihr zugewiesenen Schrank, immer darauf bedacht, niemand belästigen zu müssen.

Wenige Tage nach Weihnachten trat die erwartete letzte Nachricht ein.

Weiss und spitz lag die Tote da, mit einem schalkhaft-friedlichen Ausdruck, der zu sagen schien: Ja, nicht wahr, nun staunt ihr! Wusstet ihr, dass ich so aussehe? – Denn sie lag vor uns, nicht wie ein origineller Kauz, der sie zeitlebens gewesen war, sondern trug das Antlitz und die Würde eines freien, edeln Menschen.

An ihrem Grabe weinten die erschütterten Geschwister, die je länger je mehr ihres nie versagenden Beistandes bedurft hatten, und viele der treuen Freundinnen. Sie hatte ihre Geschäfte längst aufs beste geordnet und hinterliess den ersten erstaunlicherweise ein nicht unbeträchtliches Vermögen, dem geliebten Verein ein kleines Legat. Für die Mitglieder selbst, und jedes, das sie kannte, war mit Namen genannt und extra aufgeführt, hatte sie aber eine Summe bestimmt und dazu angeordnet, dass selbige damit eine Autofahrt unternehmen und sich zu ihrem Andenken einen vergnügten Tag machen sollten.

So blieb sie bis zu allerletzt sich selber treu: hilfreich und voller Güte, mit einem Schuss Sonderlichkeit – einfach «Häbdi», eine Gestalt, die wir uns in ihrer Knorrigkeit und Wunderlichkeit schwerlich auf einem andern als dem schweizerischen Boden gewachsen denken könnten; ein Schicksal, das mit seiner Alltagstragik und schlichten Grösse allen Ländern und Zeiten angehören mag.

Zur Berufswahl unserer Söhne

Die akademischen Berufe

*Ein Ratgeber für Abiturienten
schweizerischer Mittelschulen*

*Von Priv.-Doz. Dr. E. Probst
Schulpsychologe der Stadt Basel*
Preis geb. Fr. 5.—

2. Auflage

Die grossen seelischen und materiellen Schäden, die durch eine falsche Berufswahl entstehen, sind nur zu bekannt. Das Buch von Probst hilft die Schäden durch eine genaue Kenntnis dessen, was der Anwärter auf einen Beruf in demselben wirklich zu erwarten hat und was der Beruf von ihm verlangt, zu verhüten. Der Verfasser hat ausschliesslich schweizerische Verhältnisse im Auge

**Schweizer Spiegel Verlag
Zürich 1**



Frau Dr.

hat eine grosse Privatkorrespondenz. Sie führt aber auch ihres Gatten Buchhaltung, seitdem er ihr diese elegante, leichtgehende Kleinschreibmaschine geschenkt hat. Es ist eine

RUF-Portable

von A-Z schweizerische Präzision

Vorführung und Probestellung unverbindlich
Ruf-Buchhaltung Aktienges., Zürich, Löwenstr. 19, Tel. 57.680